

REZENSION

**Grażyna Jurewicz/Marie Schröder (Hg.): Jüdische Leben erzählen**

*Grażyna Jurewicz/Marie Schröder (Hg.): Jüdische Leben erzählen (= Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 30), Berlin: Neofelis 2023, 293 S., ISBN: 978-3-95808-429-2, EUR 24,00.*

**Besprochen von Riccardo Altieri.**

„Da gibt es nichts zu theoretisieren.“ (S. 264) So drückt es der Schriftsteller Stanisław Lem aus, wenn er in *Lem über Lem*<sup>1</sup> schreibt, wie er die Kapitulation des 20. Regiments der Schwere Artillerie in seiner Heimatstadt Lemberg miterlebte. Am 22. September 1939 wurde das heutige Lwiw in einer Zangenbewegung von Wehrmacht und Roter Armee erobert. Zwar äußerte sich Lem in Interviews nur selten zu seinem Leben und Alfred Gall warnt in seinem Beitrag zum hier besprochenen Sammelband davor, dass er sich bisweilen in widersprüchlichen Aussagen verstrickte (S. 261), wenn es um seine Vita gehe, doch in diesem Zitat liegt die Schwere der Erkenntnis, die einem nicht von außen eingegeben werden kann. Diese Erkenntnis, in einem Krieg, den man nicht verschuldet hatte, in kürzester Zeit besiegt worden zu sein.

Unweigerlich wird die Vermittlung historischer Forschungsergebnisse erst durch die Kombination mit zum Teil schwer ermittelbaren Gefühlen und Eindrücken zu einem Grundsatz biographischen Schreibens. Theorien haben in wissenschaftlichen Abhandlungen freilich ihre Berechtigung, in der wie auch immer gearteten Form von Lebensbeschreibungen hingegen beeinträchtigen sie bei falscher Gewichtung bisweilen den Erkenntnisgewinn und damit das Ziel jeder solcher Arbeit.

Denn für wen werden Biographien eigentlich verfasst? Für ein akademisches Publikum? Eher nicht, jedenfalls abgesehen von wissenschaftlichen Biographien. Doch gerade um diese soll es im Sammelband *Jüdische Leben erzählen* im Kern gehen, sind doch die Autor\*innen durchweg Akademiker\*innen. Was verbindet nun jüdische Lebenserfahrungen miteinander? Oft sind es die „vielfache[n] Grenzüberschreitungen. Sie sind häufig bruchreich und diskontinuierlich“, schreiben Grażyna Jurewicz und Marie Schröder in ihrer Einleitung zu diesem Sammelband. (S. 21) Im Sinne einer Historiographie ‚von unten‘ erfüllen Biographien über gewöhnliche Jüdinnen und Juden den Charakter einer Beschreibung von Einzelpersonen ‚ohne Namen‘, wie Michel Foucault es einmal genannt hat. Diese Menschen befanden sich „bis dato jenseits elitärer Kreise im toten Winkel der Historiographie“, was auf Frauen, Arbeiter\*innen oder Wirtsleute ebenfalls zutrifft. (S. 9)

<sup>1</sup> Bereś, Stanisław/Lem, Stanisław: *Lem über Lem. Gespräche*, übers. v. Edda Werfel/Hilde Nürenberger, Frankfurt a. M. 1986, S. 255.

Claudia Willms, deren Beitrag von Franz Oppenheimer handelt, beschreibt diese Art der Annäherung als „Geschichtsschreibung von den Rändern“ (S. 106). Für sie ist biographisches Arbeiten Geschichtsschreibung ‚von unten‘ im doppelten Sinne: Nicht nur der Forschungsgegenstand, also die behandelten Menschen, dürfen dem Alltag entstammen, müssen keine Herrscher\*innen, Politiker\*innen oder sonstigen Würdenträger\*innen sein. Auch die Schreibenden, die sich diesen ‚einfachen Menschen‘ widmen, müssen keine Wissenschaftler\*innen sein, sondern können aus dem Bereich der Heimat- oder Laienforschung kommen oder in sog. Geschichtswerkstätten engagiert sein. Dabei benennt Willms ein zusätzliches Phänomen, das Biographien eigen sei, auf das auch andere Autor\*innen des Bandes eingehen: die Gefahr, Inkohärenzen und Widersprüche eines Lebens zu nivellieren, kosmetisch zu verbergen oder durch vermeintliche Interpretationen überzubewerten. Jede „Tendenz, geschlossene Geschichte zu erzählen“ (S. 97), kann daher nur fehlgehen. Lücken sollten vielmehr aufgezeigt als überbrückt werden.

Widmet man sich dann der herausfordernden Aufgabe, eine ganze Familienbiographie verfassen zu wollen, wie es Verena Dohrn für die „Kahans aus Baku“ (S. 55–81) getan hat, benötigt man im Sinne der ‚neuen Biographik‘ eine Agency, die allen Individuen gleichviel Aufmerksamkeit spendet und nicht etwa einen Patriarchen in den Vordergrund stellt. Familienbiographisch zu arbeiten bedeute, mikro- und makrohistorische Prozesse dort an die Familiengeschichte heranzutragen, wo sie passend erscheinen, dabei aber immer die Wechselwirkung zwischen historischem Ereignis und Familiengeschichte sichtbar zu machen. Philipp Lenhard formuliert es in seinem Beitrag folgendermaßen: „Nur das, was sich in das Schema des Allgemeinen“, also die übergeordnete Ereignisgeschichte, „einfügen ließe, wäre an ihren Leben interessant.“ (S. 169)

Eine ähnliche Form von Agency verfolgt auch das Genre der Doppelbiographie. In ihr soll zwei Personen etwa gleich viel Aufmerksamkeit gewidmet werden, so geschehen in der Dissertation von Beatrix Borchard über Clara und Robert Schumann und in ihrer Habilitationsschrift zu Amalie und Joseph Joachim. Für sie ist die Biographie textlich zwischen Wissenschaftlichkeit und Literatur, zwischen Faktizität und Kunst anzusiedeln. Mit dieser ungewöhnlichen Sprache erreicht man ein viel diverseres Publikum als mit klassischen wissenschaftlichen Monographien.

Was macht jedoch den Grad der Akkuratess aus? Beispielsweise die Arbeit mit Archivalien in Ergänzung zu persönlichen Dokumenten wie Briefen und Postkarten, die durchaus nicht als unumstößlich faktentragend gelten dürfen, verkörpern sie doch immer auch eine kunstvolle Form dessen, was der oder die Verfasser\*in in und zwischen den Zeilen vermitteln möchte – oder eben bewusst nicht vermittelt. Über die beinahe schon faszinierende Arbeit mit Archivalien als Quelle wissenschaftlicher Biographien schreibt Efrat Gal-Ed. Ihr Sujet ist das Werk Itzik Mangers. Als sie mit den Arbeiten an seinen Gedichten begann, hatte sie keineswegs vor, eine Biographie über ihn zu verfassen. Doch dann durfte sie sämtliche Bestände zu seinem Leben und Schaffen in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem sichten. „Von morgens bis abends habe ich frei und ungestört Handschriften, Typoskripte, Notizbücher, Briefe, Erstausgaben, Rezensionen, Plakate, Pässe und Fotos gesichtet [...]. [Ich] konnte nicht fassen, dass dieser Schatz von Forschung kaum ausgewertet worden war.“ (S. 176) Für

Christina Pareigis ist das Archiv zudem ein Ort, an dem sich „intime Mitteilungen in öffentliche Dokumente verwandeln, ein Ort also, an dem die Leser\*innen mitunter zu Voyeur\*innen werden.“ (S. 228)

Jacques Picard nähert sich seinem Thema, der Biographie von Léon Reich, mithilfe des Dinglichen. Hatte dieser Auschwitz überlebt, weil er es verstand, mit Uhren umzugehen, so fand er später seine Berufung in der Schweiz in genau diesem Metier. Er soll gesagt haben: „Stellen Sie sich vor, Sie hätten 6 Millionen Fotografien und Sie würden jedes Bild nur 10 Sekunden lang betrachten, acht Stunden jeden Tag. Sie bräuchten 5 Jahre und 9 Monate dafür.“ (S. 193) Die Parallelität zur Dauer des Zweiten Weltkrieges war es, die Reich bemerkenswert fand. Und Picard ergänzt: „[G]enau zehn Sekunden für jedes Leben, das in der Schoah ausgelöscht wurde.“ (Ebenda) Es ist augenfällig, dass die Frage der Biographiewürdigkeit<sup>2</sup> bei den Opfern der Massenvernichtung an ihre Grenzen stößt. Nie wird es wohl sechs Millionen Biographien, also eine für jedes Opfer der Schoah geben.

Das schreiben auch Jurewicz und Schröder in ihrer Einleitung und plädieren gleichsam für eine Auflösung der „Ganzheit des Lebens“ (S. 12) als widerspruchslose Annahme für jede Lebensbeschreibung. Zweitens plädieren sie dafür, die individuelle und kollektive Erfahrung sämtlicher Individuen anzuerkennen, nicht nur jene der ‚Großen‘. Das macht aber eben auch ein Umdenken hinsichtlich des weit verbreiteten Begriffes der ‚Biographiewürdigkeit‘ notwendig. Drittens sei die moderne Biographik nicht aufgrund ihrer Nähe zum literarischen Schreiben zu kritisieren, sondern vielmehr für ihre inklusivere Art zu schreiben anzuerkennen. Längst gelten Biographien nicht mehr als „akademische underdogs“ (Karl Wagner), sondern im positiven Sinne als „ein Wagnis“ (Dominique Bourel), wie es Katharina Prager festhält. (S. 131)

Dabei darf ein weiteres Ziel, also am Duktus der Biographien hinsichtlich ihrer besseren Lesbarkeit zu arbeiten, nicht als ‚unwissenschaftlich‘ marginalisiert werden. Vielmehr ist die Reduktion zahlreicher Inhalte umfassender wissenschaftlicher Biographien auf eine lesbare Textlänge auch für Nichtakademiker\*innen die Richtschnur, an der es sich zu orientieren gilt. Das ist den Beitragenden mit dem vorliegenden Buch in jedem Fall gelungen. Zuletzt sei noch auf die vierte These von Jurewicz und Schröder hingewiesen: Biographien müssen im Wissen um die Involviertheit ihrer Verfasser\*innen geschrieben und gelesen werden. Oder mit den Worten von Katharina Prager: „Jede Biographie ist auch eine Autobiographie.“ (S. 154) Und mit der „rückhaltlos subjektivistischen Bemerkung“ von Stephan Braese (S. 259) kann abschließend nur animiert werden, möglichst noch viele Lebensbeschreibungen in Angriff zu nehmen.

**Zitiervorschlag** Riccardo Altieri: Rezension zu: Grażyna Jurewicz/Marie Schröder (Hg.): *Jüdische Leben erzählen*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 18 (2024), 35, S. 1–4, online unter [https://www.medaon.de/pdf/medaon\\_35\\_altieri.pdf](https://www.medaon.de/pdf/medaon_35_altieri.pdf) [dd.mm.yyyy].

<sup>2</sup> Zum Terminus vgl. Schweiger, Hannes : „Biographiewürdigkeit“, in: Klein, Christian (Hg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorie*, Stuttgart/Weimar 2009, S. 32–36.

***Zum Rezensenten** Riccardo Altieri ist Historiker. Nach Studium und Promotion an den Universitäten Würzburg und Potsdam übernahm er 2022 die Leitung des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. Er verfasst in unregelmäßigen Abständen historische Biographien zu Jüdinnen und Juden aus dem deutschsprachigen Raum. Zuletzt erschienen drei Jüdische Miniaturen bei Hentrich & Hentrich: Rosi Wolfstein-Frölich. Sozialdemokratin und Antimilitaristin (Berlin/Leipzig 2021); Johanna Stahl. Wirtschaftswissenschaftlerin – Journalistin – Frauenrechtlerin (Berlin/Leipzig 2022); Die Würzburger Familien Stern und Haas – „Eine Zierde des ganzen Anwaltsstandes“ (Berlin/Leipzig 2024).*